

Psychologie der Eigensicherung

- ihre Bedeutung für polizeiliches Handeln, Personalauswahl und Training

Dr. Uwe Füllgrabe, PsychOR a.D.
Hann. Münden

Einleitung:

Eigensicherung besteht nicht nur aus dem sachgerechten Vorgehen eines Polizisten in einer potenziellen Gefahrensituation. Bereits bei der Personalauswahl sollte darauf geachtet werden, dass die Bewerber entsprechend ausgewählt werden, etwa gemäß der Frage, wer einen guten Gefahrenradar besitzt. Auch ist es unbedingt notwendig, dass das sachgerechte Handeln in Gefahrensituationen vorher konkret eingeübt wird.

1. Überleben ist kein Zufall

Damit eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Überleben gefährlicher Situationen überhaupt sinnvoll ist, muss eine Voraussetzung erfüllt sein: Es darf nicht ausschließlich von *Zufallsfaktoren* abhängen, dass Menschen, die in gefährliche Situationen geraten, diese überleben. Vielmehr muss ihr Überleben von ihrem *eigenen* Verhalten, bestimmten psychologischen Faktoren usw. abhängig sein. Um dies zu belegen und die relevanten Faktoren zu analysieren, entwickelte Füllgrabe (2002, 2011) einen „Realitätstest“, bei dem vorhergesagt werden soll, wie Ereignisse wie z. B. die folgenden, die sich tatsächlich so abgespielt haben, endeten:

(1) Ein Serienvergewaltiger und Serienmörder bedrohte eine Frau in einem Fahrstuhl. Sie stieß ihn zurück, drückte den Türöffner, rannte heraus. Sie stolperte; der Täter fiel über sie, er verlor sein Messer. Er lag neben der schreienden Frau.

(2) Ein drogenabhängiger Rauschgifthändler behauptete, dass er eine Botschaft von Gott erhalten habe, dass er einen Polizisten töten sollte, weil die Polizei seinen Drogenhandel ruinierte. Um dies zu vollenden, ging er zu einer Kreuzung in der Nähe seines Hauses, um einen Polizisten zu finden, den er töten konnte. An der Kreuzung beobachtete er einen uniformierten Sergeant an einer Tankstelle, der einen Reifen an seinem Streifenwagen reparieren ließ. Nach seinen eigenen Angaben näherte sich der Täter dem Sergeanten, mit der Absicht, ihn zu töten.

(3) Ein junger Polizist hielt ein Auto wegen eines geringfügigen Verkehrsdelikts an und näherte sich ihm sachgemäß. In dem Auto befanden sich vier Personen, die alle nicht besonders freundlich aussahen. Der Fahrer erzählte, dass er keinen Ausweis bei sich hatte, und die Körpersprache signalisierte dem Polizisten, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Später stellte sich heraus, dass a) der Fahrer eine geladene Pistole vor seinem Sitz befestigt hatte und b) der Fahrer nur auf Bewährung frei war und zwei weitere der Personen im Auto wegen schwerer Verbrechen gesucht wurden.

Es zeigt sich, dass die Ausgänge dieser Fälle keineswegs leicht zu erraten sind.

Im ersten Fall könnte man eigentlich erwarten, dass der Täter das Messer ergriff, um die Frau zu töten. Doch der Täter berichtete später:

„... ich lag auf dem Boden neben ihr, zu Tode erschrocken. Mein Geist war leer. Ich rannte aus dem Gebäude.“ Er wurde daraufhin gefasst. Im zweiten Fall könnte man glauben, dass der Polizist nur eine geringe Überlebenschance gehabt hätte. Doch Pinizzotto und Davis (1999) stellten bei der genauen Analyse dieses Falles und zweier weiterer gleich gelagerter Fälle, bei denen der Täter einen *beliebigen* Polizisten töten wollte, ein interessantes Muster fest: Die Täter töteten nicht den jeweils ersten Polizisten, den sie trafen, sondern denjenigen, dem sie als nächsten begegneten. In allen drei Fällen konnten die Täter als Grund für ihr Zögern, den ersten Polizisten zu töten, nur angeben: „Er sah so aus, dass es schwierig war, ihn zu überwältigen.“ Ähnlich war es beim dritten Beispiel.

Obwohl es sich nur um einen geringfügigen Verkehrsverstoß handelte, „schluckte der Polizist seinen Stolz hinunter“ und rief einen Streifenwagen zur Verstärkung. Als der Fahrer gefragt wurde, ob er daran gedacht hatte, seine Waffe zu benutzen, antwortete er offen: Ja, aber wegen der Art und Weise, wie sich der Polizist dem Auto näherte und den Kontakt aufgenommen hatte, hatte der Verdächtige nicht den Eindruck, dass er erfolgreich einen Schuss abgeben könnte, ohne selbst erschossen zu werden (Füllgrabe, 2002, 2011).

Man kann aus diesen Beispielen ableiten (Füllgrabe, 2002, 2011):

- Für potenzielle Opfer eines Verbrechens ist das *aktive Handeln* entscheidend, vor allem das unerwartete Verhalten. Die Frau im ersten Beispiel hatte dadurch gewissermaßen das „Drehbuch“ des Täters bezüglich des Tathergangs zerrissen, und der Täter hatte deshalb die Regie über die Situation verloren.
- Ein potenzieller Konflikt kann häufig schon durch selbstsicheres (nicht überhebliches!) Auftreten des Polizisten bzw. eines potenziellen Opfers auf der Grundlage von *sachgerechtem* Verhalten vermieden werden.
- Dieses sachorientierte Verhalten lenkt und beeinflusst die Interaktion, denn es zeigt einer gewaltbereiten Person :
 - a) Dieser Polizist versteht sein Handwerk.
 - b) *Er* hat die Situation unter Kontrolle.
- Die gewaltbereite Person erkennt daraus: Es ist besser für mich, wenn ich friedlich bleibe.
- In allen drei Fällen handelte es sich um Machtspiele.

2. Die sachgemäßen Paradigmen

Warum ist es so schwer, den Ausgang der geschilderten Ereignisse zu erraten? Dies hängt nicht nur mit einem Informationsmangel zusammen, etwa hinsichtlich der Psychologie gewaltbereiter Personen (Füllgrabe, 1997). Vielmehr kann man den Ablauf der Ereignisse nicht mit den im Alltag wirkenden Denkmustern/ Paradigmen erklären. Dazu sind auch völlig andere Paradigmen, andere Denkmodelle notwendig, z.B.:

1) Das Ergebnis zwischenmenschlicher Interaktionen ist keineswegs von vorneherein festgelegt, sondern es gibt eine *Unbestimmtheit* der Entwicklung, also verschiedene mögliche Endzustände der Interaktion.

2) Bei Interaktionen mit gewaltbereiten Personen ist – im Gegensatz zu Gefahrensituationen in der Industrie oder im Verkehr - die Gefahr keineswegs immer von Anfang an vorhanden.

Ein Polizist ist aber dann gefährdet, wenn er ein statisches Bild von einer Situation hat. Dies kann z.B. dann der Fall sein, wenn er einen Familienstreit geschlichtet hat und vor seinem „geistigen Auge“ die Schrift „Frieden“ auftaucht. Denn in einem solchen Fall löste sich dann doch jemand plötzlich aus der Menge und wollte den Polizisten angreifen, wurde dann aber von den anderen zurückgehalten. Man darf also ein Ereignis nicht statisch sehen, sondern muss auch die mögliche *Entwicklung* von Ereignissen berücksichtigen, spezifisch gemäß der *Katastrophentheorie* (Hillix, Hershman & Wicker, 1979): *Plötzlich* kann ein System in einen völlig anderen Zustand umkippen, vom Zustand des Friedens in den Zustand der Gewalt.

3) Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt in Gefahrensituationen stellt die Sichtweise des (potenziellen) Täters dar. Eine gewaltbereite Person erkennt aus dem unsicheren Verhalten des Gegenübers, dass sie ein potenzielles Opfer vor sich hat. Umgekehrt schließt sie aus einem selbstsicheren Verhalten des Gegenübers: Es ist besser für mich, wenn ich friedlich bleibe.

Das oben erwähnte Beispiel 2 belegt auch die spieltheoretische Erkenntnis, dass unkooperative (hier aggressionsbereite) Personen ihr Gegenüber völlig anders als kooperationsbereite bewerten, nämlich nicht gemäß der Dimension *Freundlichkeit*, sondern gemäß einer *Machtdimension* (Beggan & Messick, 1988). Der Täter sagte, dass dieser Polizist nicht besonders groß war oder bedrohlich im Aussehen, aber „so ausschaute, als ob er sich (bei einer Auseinandersetzung) gut selbst behaupten könnte.“ Dagegen strahlten die späteren Opfer in den von Pinizzotto und Davis (1999) untersuchten Fällen Zeichen der Unsicherheit aus.

3. Das Machtspiel

In direkten Interaktionen erkennt eine gewaltbereite Person aus dem selbstsicheren Verhalten des Gegenübers: Es ist besser für mich, wenn ich friedlich bleibe. Dies ist eine wichtige Erkenntnis, weil hier deutlich wird, warum viele Interaktionen in Gewalt enden. Entscheidungen in zwischenmenschlichen Interaktionen werden nämlich gemäß dem *individuellen Wertesystem* getroffen.

Das Verhalten anderer Menschen wird von Personen mit *kooperativer Orientierung* gemäß der Dimension bewertet

Feindseligkeit Freundlichkeit

von Personen mit *unkooperativer / gewaltbereiter Orientierung* gemäß

Machtlosigkeit
Schwäche

Macht
Stärke

Beispiel 2 belegt die spieltheoretische Erkenntnis, dass unkooperative (hier aggressionsbereite) Personen ihr Gegenüber völlig anders als kooperationsbereite bewerten, nämlich nicht gemäß der Dimension *Freundlichkeit*, sondern gemäß einer *Machtdimension* (Beggan & Messick, 1986). In Fall Nr. 2 sagte der Täter, dass dieser Polizist nicht besonders groß war oder bedrohlich im Aussehen, aber „so ausschaute, als ob er sich (bei einer Auseinandersetzung) gut selbst behaupten könnte.“ Dagegen strahlten die späteren Opfer in den von Pinizzotto und Davis (1999) untersuchten Fällen Zeichen der Unsicherheit aus.

Vor allem eine Feststellung in den Untersuchungen von Pinizzotto und Davis (1995,1997) löste bei amerikanischen Polizisten Verunsicherung aus: Polizisten, die getötet oder angegriffen wurden, wurden beschrieben als „freundlich (zu jedermann)“. Wie soll man sich also verhalten? Diese Frage alleine zeigt schon, dass das Bewertungsmuster von menschlichen Interaktionen häufig nur lautet: autoritär = schlecht, also möglichst nichts tun, um den anderen nicht zu provozieren. Hier wird etwas Fundamentales übersehen, nämlich, dass es neben *autoritär* und *laissez-faire* noch einen weiteren Interaktionsstil, nämlich den demokratischen, sozial – integrativen Stil gibt, spieltheoretisch gesehen: die TIT FOR TAT – Strategie.

In den Computerturnieren, die Axelrod (1991) gemäß dem Gefangenendilemma durchführte (aber auch in anderen Turnieren), schnitt die TIT FOR TAT – Strategie (TFT) immer am besten ab. Die TFT – Strategie besteht nur aus zwei Regeln:

1. Kooperiere beim ersten Zug.
2. Danach tue stets das, was der andere Spieler im Zug davor getan hat.

Dass in anderen Turnieren TFT – Varianten wie *Shubik* noch besser als TFT abschnitten(s. Füllgrabe, 1994), ändert nicht an der Tatsache, dass grundsätzlich folgende Handlungsanweisungen der TIT FOR TAT- Strategie zwischenmenschliche Begegnungen und Interaktionen erfolgreich gestalten:

- 1) Sei grundsätzlich freundlich und kooperativ.

Sobald der andere unkooperativ, aggressiv usw. handelt, setze dich *sofort* zur Wehr. Sobald er wieder kooperativ handelt, sei auch wieder kooperativ.

bedeutet TIT FOR TAT keineswegs, dass eine massive Vergeltung als Reaktion auf unkooperatives Verhalten notwendig ist, sondern nur, dass eine *merkbar*e Reaktion erfolgt.

Zahlreiche spieltheoretische Untersuchungen kommen nämlich immer wieder zu dem gleichen Ergebnis: Wer sich *bedingungslos* kooperativ verhält, wer von Beginn an mitteilt, dass er auf *keinen* Fall Gewalt benutzen werde, wird ausgebeutet oder aggressiv behandelt. Und die Mitspieler sind immer über ein derartig bedingungslos kooperatives, und/ oder gewaltfreies Verhalten erstaunt (Reychler, 1979). Dies ähnelt dem Erstaunen von Tätern, die Polizisten töteten, darüber, dass der Polizist nicht die Führung der Situation übernahm oder den Täter nicht daran hinderte, in das Polizeiauto zu gelangen und das Gewehr zu bekommen, dem Polizisten die Dienstwaffe aus der Hand zu nehmen usw. (Füllgrabe, 2002, 2011).

Shure, Meeker und Hansford (1965, S. 116) zogen aus ihrer spieltheoretischen Untersuchung die Erkenntnis: Wer nicht bereit ist, sich zu wehren, lädt zu Ausbeutung und Aggression ein, selbst diejenigen, die nicht zu Beginn der Interaktion diese Absicht haben.

Shure et al. (1965) finden dieses Ergebnis deshalb so bemerkenswert, weil es sich bei den Versuchspersonen um Studenten handelte, die keine extrem unkooperative Gruppe darstellte. Man kann sich deshalb vorstellen, wie gefährlich eine falsche Strategie sein kann, wenn sie gegenüber gewaltorientierten Personen gezeigt wird (s. z. B. das „Gesetz der Straße“, Anderson 1994).

Manche zwischenmenschliche Begegnungen sind also keineswegs nur einfache Interaktionen, sondern *Machtspiele!* Wie kann man aber den Zustand des Friedens bewahren? Reychler (1979) weist dazu darauf hin, dass es nicht ausreicht, *nur* ein Image des Pazifisten (der Gewaltfreiheit) zu präsentieren. Damit eine friedliche Strategie erfolgreich ist, muss das Bild, das der andere von einem hat, auch noch beinhalten, dass man aufgeschlossen (für die andere Person, Ideen usw.), intelligent, aktiv und ehrlich, aufrichtig ist, aber nicht starrsinnig, dumm und nur jemand, der Eindruck schinden will.

Deshalb kann man durchaus gewaltfrei auch mit gewaltbreiten Personen umgehen, wenn er gemäß der TIT FOR TAT – Strategie handelt: Grundsätzlich freundlich und kooperativ sein, aber *sofort* auf den andern reagieren und sich zur Wehr setzen.

Man beachte, dass der wichtigste Faktor der Gewaltvermeidung und Kooperationsförderung in der Untersuchung von Reychler (1979) „receptivity“ war, was man übersetzen kann mit : aufgeschlossen, beweglich, aufnahmebereit (für Eindrücke, Reize, Ideen , Anregungen usw.) usw. sein. Mit anderen Worten: Man darf nicht statisch sehen und denken, sondern muss in der Situation die Dinge ständig neu bewerten und sofort auf Veränderungen reagieren können. Diese *Reaktionsfähigkeit*, die ein wesentlicher Faktor der TIT FOR TAT – Strategie (TFT) ist, ist übrigens nicht nur wichtig für Eigensicherung und Gewaltvermeidung, sondern auch für Lügenentlarven und sachgemäße Vernehmungen (Füllgrabe, 1995). Denn dort muss ich ebenfalls auf *Veränderungen* des Verhaltens meines Gegenübers achten, weil diese wegen der Mehrdeutigkeit von Gestik, Mimik usw. besonders aufschlussreich sind.

Die Untersuchungen von Shure et al. (1965) und Reychler (1979) erklären die Frage, warum gerade freundliche Polizisten angegriffen wurden. Die freundliche Orientierung der angegriffenen oder getöteten Polizisten war zwar grundsätzlich richtig, denn der erste Schritt von TFT ist freundlich und wichtig, um eine vertrauensvolle Beziehung aufzubauen. Diese Polizisten versäumten es aber, auch den zweiten Schritt der TFT – Strategie in ihr Denken und Verhaltensrepertoire aufzunehmen: Setze dich *sofort* gegen Ausbeutung und Gewalt zur Wehr. Vielmehr benutzten sie die Strategie „Immer kooperativ“. Damit hatten sie kein großes Verhaltensrepertoire. Und wenn sie dann auf eine mehr oder minder unkooperative, gewaltbereite Person / „Strategie“ trafen, wurde ihnen dies zum Verhängnis. Denn *Respekt* zu zeigen und selbst auszulösen, ist ein wichtiger Bestandteil des *Gesetzes der Straße* (Code of the street) und ein wichtiger Überlebensfaktor in *Kulturen der Ehre*.

Dies schildert anschaulich Thompson (1999, S. 65): „Die Psychologie spielt im Straßenkampf eine sehr wichtige Rolle. Die Gegner müssen möglichst glauben, dass man keine Angst hat, keine Schmerzen spürt und unbesiegbar ist.“

„An der Tür und besonders im Stadtzentrum von Coventry hängt dein Leben vom Respekt ab, den andere vor dir haben. Die gute Mehrheit respektiert dich, weil du ein Gentleman bist, die böse Minderheit nur, wenn du gut kämpfen kannst.“

Alle, ob gut oder böse, verlieren bewusst oder unbewusst etwas Respekt vor einem, wenn man die andere Backe hinhält.“ (Thompson, 1999, S.117).

Dies zeigt, dass gerade in gewaltbereiten Umgebungen die TIT FOR TAT – Strategie wichtig ist: freundlich sein, aber *sofort* auf unkooperatives/ aggressives Verhalten reagieren können. Hier zeigt die Praxis auch, dass Personen, die gemäß der TIT FOR TAT – Strategie handelten, Gewalt eher vermieden, Geiselnahmen überstanden und selbst in gewaltbereiten Umgebungen ein kooperatives Beziehungsgeflecht aufbauen konnten (Füllgrabe, 2002, 2011). Denn: TIT FOR TAT ist “firm, but fair” (Beggan & Messick, 1988).

4. Mentales Judo

Um zu wissen, wie man gefährliche Situationen rechtzeitig erkennt und bewältigt, bedarf es konkreter Handlungsanweisungen, was ich mit dem Begriff **Mentales Judo** ausdrücke, der praktischen Seite der **Survivability**. Obwohl die folgende Übersicht spezifisch auf den Streifenbeamten ausgerichtet ist, besitzt sie eine Allgemeingültigkeit für viele, besonders zwischenmenschliche, Gefahrensituationen. Das **Mentale Judo** (Füllgrabe, 2002, 2011) beinhaltet das Prinzip: Selbstverteidigung mit dem geringsten Aufwand und dem geringsten Grad an notwendiger Gewalt.

Der Begriff *Judo* wurde hier benutzt, weil Jigoro Kano, der Vater des modernen Judo, keineswegs nur eine Sportart erschuf, sondern damit auch das *Prinzip der drei Kulturen* verband, d.h. die Vernetzung der intellektuellen, moralischen und körperlichen Kultur (s. Maekawa & Hasegawa, 1963). Auch lernt man beim Judo, hart zu fallen, und dies ist metaphorisch wichtig für die Vorbereitung auf Gefahren, um posttraumatische Störungen zu vermeiden.

Das Modell behandelt u.a. die Bewältigung verschiedener Gefährdungsstufen:

1. *Eigensicherung* durch ein „Gefahrenradar“, wobei die Gefahrenwahrnehmung durch Angst oder *voreilige kognitive Festlegungen* beeinträchtigt werden kann), *Reaktionsbereitschaft* usw. Die Betrachtung einer Situation mit *gelassener Wachsamkeit* ist möglich durch den vorherigen Erwerb von problemlösenden Fähigkeiten, die zum Gefühl der Kontrolle über die Situation führen und dadurch das Auftreten von Angst verhindern.

Zu Beginn der Interaktion ist ein unmittelbares Erkennen der Gefahr („Gefahrenradar“) notwendig und die Fähigkeit, *sofort* auf den anderen reagieren zu können. Ist aber die Krise bereits eingetreten (z. B. ein Schusswechsel) kommen ganz andere Prozesse ins Spiel, die mit dem Abrufen automatisierter Fähigkeiten und problemlösenden Kognitionen verbunden sind (Füllgrabe, 2002, 2011).

2. Krisenbewältigung (bei Schusswechseln usw.) durch: eine vorherige mentale Vorbereitung auf mögliche Gefahren („Stressimpfung“), Abrufen von Techniken, die man vorher automatisiert hat. Nur durch die Verfügbarkeit automatisierter Techniken gewinnt man in einer Situation ein „Zeitguthaben“, was z. B. bei der Entscheidung wichtig ist, ob ein Gegenstand tatsächlich gefährlich ist oder nicht (s. Füllgrabe, 2002).

3. Bei schweren Verletzungen und Bedrohungen des Lebens: *Aktivierung des psychologischen Immunsystems* und *schrittweises Handeln zum Entkommen aus der Gefahrensituation*. Das psychologische Immunsystem besteht konkret aus Gedanken an wichtige Bezugspersonen, Ärger über den Täter u. ä., um Gefühle und Gedanken der Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit zu verhindern und um zu lebensrettendem Handeln zu motivieren.

4. *Nachbereitung* des Ereignisses zur Vermeidung von Ärger und posttraumatischen Symptomen.

Mentales Judo bei der Eigensicherung

I In kurzfristigen Interaktionen (z. B. Verkehrskontrolle)

1) Vor dem Umkippen des nichtaggressiven Zustandes einer Situation in Gewalt Eigensicherung:

- *Nichtsprachliche und sprachliche Signale der Selbstsicherheit*
- *„Gefahrenradar“*
- *Reaktionsbereitschaft*
- *Reaktionsdistanz schaffen*
- *Mit Entschlossenheit handeln*

2) Im Verlauf einer Krise (bei Schusswechseln usw.)

Bewältigung der Phasen einer Krise durch :

- *vorherige Stressimpfung*
- *Abrufen automatisierter Verhaltensweisen*

3) Bei schweren Verletzungen und Bedrohungen des Lebens

- *Aktivierung des psychologischen Immunsystems*
- *Schrittweises Handeln zum Entkommen aus der Gefahrensituation*

4) Nachbereitung des Ereignisses

- *Ärgerbewältigung*
- *Sachorientierung zur Vermeidung posttraumatischer Symptome*

II Bei längerfristigen Interaktionen

(im Kontakt mit gewaltbereiten Gruppen, Tätigkeit in gewaltbereiten Umgebungen)

- *Aufbau einer TIT FOR TAT – Kultur* (eines kooperativen Beziehungsgeflechts)
- + *Beachtung der Eigensicherung*

5. Die Messung des Gefahrenerkennungspotenzials

Aus den geschilderten Erkenntnissen ergibt sich eine wichtige Frage: Gibt es Menschen, die mehr als andere Fehler begehen, so dass sie in Gefahr geraten? Oder, positiv formuliert: Gibt es Menschen, die eher als andere Gefahren rechtzeitig erkennen und vermeiden bzw. bewältigen, die also eine hohe **Survivability** besitzen?

Indirekte Hinweise darauf ergeben sich aus den Untersuchungen von Siebert (1996), der die Persönlichkeitsstruktur von Menschen analysierte, die persönliche und berufliche Krisen, Naturkatastrophen, schwere Verbrechen, Kriegsgefangenschaft und Konzentrationslager überlebt und auch psychologische gut bewältigt hatten.

Es erwies sich: Überlebensexperten sind u. a.

1. Aktive Informationssucher und Informationsverarbeiter
2. Gute Systemsteuerer ihres eigenen Lebens.

- Sie haben einen aktiven Lebensstil: Sie bleiben nicht passiv, sondern sie handeln. Sie packen Probleme an und lösen sie.

- Sie haben ein breites Verhaltensrepertoire, also verschiedene Handlungsmöglichkeiten für die unterschiedlichsten Situationen zur Verfügung.

- Sie haben eine realistische Kontrollüberzeugung, also eine realistische Einschätzung ihrer Handlungsmöglichkeiten.

3. In Krisen fühlen sich Überlebensexperten nicht als Opfer, sondern sie handeln und bewältigen die Lage mit Humor.

Typisch für Überlebensexperten sind also die **aktive** Auseinandersetzung mit der Umwelt und Gefahren und das sachgerechte Handeln.

Den gleichen Faktor *-aktiver Lebensstil-* fand Füllgrabe (1993). In mehreren Untersuchungen, die seit 1980 zu der Frage durchgeführt wurden, warum einige Polizeianwärter der LPSN Niedersachsen trotz ausreichender intellektueller Voraussetzungen den Grundlehrgang nicht bestanden hatten, zeigte sich das Entstehen eines Syndroms, das im Laufe der Zeit immer vielfältiger und intensiver wurde. Aus den Verhaltensbeschreibungen, die von den Ausbildern regelmäßig als Beurteilungsnotizen gefertigt worden waren, ergab sich nämlich ein Syndrom verschiedener Probleme:

- **Leistungsmängel** : mangelhafte Vor- und Nachbereitung des Unterrichts, kein planvolles Bearbeiten von Klausuren u.ä. und als Konsequenz daraus schlechte Noten.
- **Nichtkooperatives Verhalten**: extrem introvertiertes Verhalten, sich von anderen zurückziehen, Verstöße gegen Dienstvorschriften und / oder aggressives Verhalten.
- **Vernachlässigung der persönlichen Lebenssphäre** (Vernachlässigung von Ordnung im Wohnbereich, z.T. auch der Bekleidung usw.)
- **Passives, resignatives Verhalten** (Passivität im Unterricht usw., bei Misserfolg: Resignation, Depression).
- **Größere Wehleidigkeit gegenüber körperlich Beschwerden**, bei Anstrengungen und Verletzungen. Häufige psychosomatische Erkrankungen.

Dieses Syndrom, das auffallend den Verhaltensbeschreibungen von im Dienst getöteten Polizisten ähnelt (Füllgrabe, 2002, 2011), wurde „**Passiver Lebensstil**“ (Füllgrabe, 1993, 1999) benannt, weil es auffallend den Gegensatz zu dem Verhaltensmuster darstellt, das sich aus den Beurteilungsnotizen der Lehrgangsteilnehmer mit der Endnote „gut“ ergab. Diese waren nicht nur leistungsstärker, aktiver im Unterricht, verstießen nur selten gegen Vorschriften,

sondern zeigten sich auch sehr kooperativ (z.B. Förderung schwächerer Lehrgangsteilnehmer) usw.

Um die inneren Einstellungen erfassen zu können, die dem passiven Lebensstil zugrunde liegen, wurde der **FEE** (Fragebogen für Erklärungsstile und Einwirkungsmöglichkeiten), entwickelt (Füllgrabe, 1993). Er beruht auf dem ASQ von Peterson und Seligman (1984).

Der FEE unterscheidet sich vom amerikanischen Modell dadurch, dass er

- auf polizeiliche Lebenssituationen (sowohl berufliche als auch private) zugeschnitten ist,
- umfangreicher ist,
- mehr Messdimensionen besitzt.

Der Bearbeiter des FEE findet (bei dieser Fassung) je neun Erfolgs- und Misserfolgssituationen vor, wie sie im Alltag auftreten können, z.B.:

„Als Polizeibeamter/beamtin geraten Sie mit einem Bürger in Streit.“

„Sie werden zu der von ihnen gewünschten Dienststelle versetzt.“

Auf folgenden Skalen soll dann angegeben werden, in welchem Ausmaß das jeweilige Ereignis gedeutet wird:

1. Das Ereignis wurde verursacht

°-----°

durch mich

durch andere Menschen,
die Situation

Das Ereignis wurde **internal** oder **external** verursacht

2. Der Grund für das Ereignis wirkt

°-----°

beständig (stabil)

nur kurzfristig (nicht stabil)

Die Ursache für das Ereignis ist **stabil** oder **nicht stabil**

3. Der Grund für das Ereignis beeinflusst

°-----°

mein ganzes Leben (global)

nur dieses einzige Ereignis

Die Ursache des Ereignisses wirkt **global** oder nur **spezifisch**.

4. Ich kann an der Ursache des Ereignisses

°-----°

etwas ändern

nichts ändern

**Tabelle 1: Mittelwertvergleiche der Gruppen
bei 9 positiven bzw. negativen Situationen**

Internal-positiv	Endnote gut	nicht bestanden	
Mittelwert (M)	4,9	5,0	
Standardabw. (s)	,692	,830	
sign. Unterschied?	Nein		
Internal-negativ			
M	4,8	5,24	
s	,565	,471	
signifikant?	Nein		
Stabil-Positiv			
M	5,9	5,2	
s	,661	,796	
sign.?	Ja: sign.= ,015		
Stabil-Negativ			
M	5,42	4,39	
s	,900	,942	
sign?	Ja: sign.= ,060		
Global-Positiv			
M	5,63	4,4	
s	,610	,565	
sign?	Ja: sign.= ,0001		
Global-Negativ			
Mittelwert (M)	4,2	3,82	
Standardabw. (s)	1,127	,631	
sign. Unterschied?	Nein		
Veränderb-Positiv			
M	2,98	3,24	
s	,723	,923	
sign?	Nein		
Veränderb-Negativ			
M	3,36	2,87	
s	,734	,639	
sign?	Nein		
Wichtigkeit-Positiv			
M	5,34	5,74	
S	,516	,627	
sign?	Nein		
Wichtigkeit-Negativ			
M	6,19	6,25	
s	,483	,518	

Sign?	Nein
-------	------

Da – im Gegensatz zu den Annahmen Seligmans (1991) – sehr viele Deutungen positiver und negativer Ereignisse signifikant miteinander korrelieren, wurden die Werte *aller* 18 Situationen für die einzelnen Dimensionen zusammengefasst. Daraus ergeben sich folgende signifikante Unterschiede in Tabelle 2:

Tabelle 2: Mittelwertvergleiche der Gruppen bei allen 18 Situationen

Internal	Endnote gut	nicht bestanden	
Mittelwert (M)	4,85	5,1194	
Standardabw. (s)	,479	,57795	
sign. Unterschied?	Nein		
Stabil			
M	5,6622	4,7972	
s	,69757	,75949	
sign?	Ja: sign.= ,020		
Global			
M	4,9133	4,1083	
s	,72721	,46930	
sign?	Ja: sign.= ,013		
Veränderbar			
M	3,1711	3,0583	
s	,61194	,69960	
sign?	Nein		
Wichtigkeit			
M	5,7667	5,9944	
s	,43715	,52145	
sign?	Nein		

6. Der Vergleich der Polizeischüler mit „Sicherheitsexperten“

Im Jahre 2004 wurden Testdaten von mehreren Gruppen von „Sicherheitsexperten“ erhoben, d.h. Personen, die sich durch ihre Beschäftigung mit Selbstverteidigung oder als Polizeibeamte beruflich intensiver als andere Personen mit dem Thema Gefahrenerkennen und Gefahrenbewältigung beschäftigten.

1. Ein Wing Tsun - Lehrgang in Schloss Langenzell (bei Heidelberg). Diese Selbstverteidigungsrichtung ist stärker als andere Richtungen auf die Bewältigung extremer Gewalt ausgerichtet (street survival).
2. Trainer eines Amok – Lehrganges in K.
3. Eine Observationsgruppe des Verfassungsschutzes in H., die dort Teilnehmer eines Eigensicherungsseminars waren.
4. Teilnehmer eines SEK – Seminars in Saarbrücken, mit Teilnehmern aus verschiedenen süddeutschen Bundesländern und Österreich.

Insgesamt ergab sich eine Gesamtstichprobe von 78 „Sicherheitsexperten“ mit dem Durchschnittsalter von 37,10 Jahren. Mit wenigen Ausnahmen waren alle Teilnehmer männlich. Die genauen Daten ergeben sich aus folgender Tabelle:

	N	Mean	Minimum	Maximum
Wing-Tsun	17	38,00	28	54
Polizeitrainer	20	40,75	28	57
Observierer	15	37,00	29	57
SEK	26	33,77	28	44
Total	78	37,10	28	57

Die „Sicherheitsexperten“ erhielten mehrere Tests zur Bearbeitung

- Eine verkürzte Fassung des FEE mit 10 Items, wobei je vier positive und negative Ereignisse aus der Originalfassung entfernt worden waren. Da also die verbliebenen Items der Langfassung mit denen der Kurzfassung identisch waren, konnten die Daten der FEE – Untersuchung von 1993 mit denen von 2004 verglichen werden.
- FMBS von Voss (Frankfurt). Dieser Fragebogen zu Monitoring – Blunting erfasst Prozesse der Informationsverarbeitung: Monitoring = Informationssuche bzw. Blunting = Informationsmeidung.
- Fragebogen zum Bindungsstil.
Gehen Eltern während der frühen Lebensjahre eines Kindes sicher und zuverlässig auf die Bedürfnisse eines Kindes ein, treten sie mit ihm in eine vertrauensvolle Interaktion ein, so entwickelt das Kind einen **sicheren Bindungsstil**. Gehen die Eltern nur unregelmäßig, unvorhersagbar auf das Kind ein, entwickelt dieses einen **ängstlich – ambivalenten Bindungsstil**. Gehen die Eltern nur sehr selten auf das Kind ein und halten sie gefühlsmäßige Distanz, entwickelt das Kind einen **distanzierten Bindungsstil**.
Personen mit sicherem Bindungsstil sind kooperationsbereiter, bewältigen besser Stress und Ärger. Sie sind auch bessere Informationsverarbeiter
Personen mit sicherem Bindungsstil bessere Informationsverarbeiter:
 - sie suchen aktiv nach Informationen
 - sie sind offener für neue Informationen
 - ihre Flexibilität der kognitiven Strukturen dient der verbesserten Bewältigung und Anpassung an eine komplexere und sich verändernde Welt (Füllgrabe, 2002).
- Subtest 10 des LPS von Horn. Er beruht auf den Gottschaldtsche Figuren (Bzw. Embedded Figures) und erfordert die Wahrnehmung eines Musters aus einem komplexen Umfeld, die Entdeckung versteckter Strukturen usw.
- Fragebogen zur „Einsatzkompetenz“ mit drei Bereichen:
 - Gefährdende Verhaltensweisen und Meinungen
 - Prognose gefährlicher Situationen
 - Erkennen versteckter Waffen in Alltagsgegenständen.

Die Deutungen im FEE der Gruppe von „Sicherheitsexperten“ wurden mit den FEE – Deutungen der Polizeischüler verglichen.

Seligman (1991) ging davon aus, dass die Deutung eines für den Probanden *negativen* Erlebnisses mit „internal + stabil+ global“ einen *pessimistischen* Erklärungsstil und die Deutung eines für den Probanden *positiven* Erlebnisses mit „internal + stabil+ global“ einen *optimistischen* Erklärungsstil anzeigt.

Die Analyse der Werte hinsichtlich „internal + stabil+ global“ zeigte ein differenziertes Muster:

Hinsichtlich der Deutung der negativen Ereignisse unterschieden sich die Gruppen nicht, aber hinsichtlich der positiven Ereignisse.

Bei der Deutung positiver Ereignisse unterschieden sich die guten Schüler nicht von der Gruppe der Sicherheitsexperten.

Dagegen unterscheiden sich die schlechten Schüler (M = 4,81) aber signifikant von den guten Schülern (M = 5,62), den Gruppen Wing Tsun (M = 5,7) und den Eigensicherungstrainern (M = 5,63).

Man könnte also gemäß Seligman (1991) sagen, dass Sicherheitsexperten und gute Polizeischüler einen optimistischen Deutungsstil besitzen, also eher bereit sind, ein positives Ereignis selbst zu bewirken.

Sinnvoll ist aber vor allem eine Unterscheidung nach den Dimensionen global und stabil (für positive und negative Situationen zusammengefasst):

Hinsichtlich der Deutung der Ursachen von Ereignissen als **stabil** unterscheiden sich die Wing Tsun- Gruppe (M = 5,6), die Polizeitrainer (M = 5,75) und auch die guten Schüler (M = 5,70) von schlechten Schülern (M = 4,7).

Schlechte Schüler meinen also nicht, dass die Ursache längerfristig wirken könnte.

Die schlechten Schüler deuten die Ursachen von Ereignissen weitaus geringer als **global** (M = 3,97) als die guten Schüler (M = 5,07) und die Sicherheitsexperten. Das bedeutet, dass schlechte Schüler weniger meinen, dass die Ursache von Ereignissen auch auf andere Bereiche ihres Lebens Einfluss nehmen könnte.

Fazit:

Gute Schüler deuten Ereignisse in vielen Bereichen ähnlich wie Sicherheitsexperten. Dagegen weichen einige der Deutungen der schlechten Schüler von denen der Sicherheitsexperten ab.

Schlechte Schüler

- spielen die Bedeutung der Ursachen positiver Ereignisse herunter. Sie meinen also weniger als andere Gruppen, positive Ereignisse bewirken zu können.
- meinen, dass die Ursachen von Ereignissen nicht stabil und nicht global seien. Sie meinen also, dass die Ursachen, die Ereignisse in ihrem Leben hervorrufen, flüchtiger Natur seien, d. h. nur kurzfristig wirken und auch nicht weitere Lebensbereiche beeinflussen.

Dass viele Deutungsmuster guter Schüler mit denen von Sicherheitsexperten übereinstimmen, weist darauf hin, dass man schon recht früh bei einem Polizeianwärter Hinweise auf sein späteres Sicherheitsverhalten finden kann.

Auch die anderen Tests erbrachten eine Reihe interessanter Korrelationen, die unterschiedliche Prozesse bei der Gefahrenwahrnehmung aufzeigen. Beispielsweise zeigte sich, dass Personen, die einen ängstlichen Bindungsstil haben, weniger potenziell gefährliche Gegenstände als gefährlich betrachten ($r = -.228$; $p < .085$): Sie erkennen weniger tatsächlich potenziell gefährliche Gegenstände und versteckte Waffen. Sie haben also einen **schlechteren Gefahrenradar**.

Weitere Untersuchungen mit einer Kontrollgruppe (u. a. Studenten) werden dann weitere Erkenntnisse zur diagnostischen Ermittlung der Survivability erbringen.

Fazit: Man kann schon zu Beginn eines Lehrganges erkennen, ob jemand das Potenzial zur sachgemäßen Gefahrenwahrnehmung besitzt.

7. Die Notwendigkeit, Eigensicherung konkret einzuüben

Wie reagieren Polizeibeamte, wenn sie in einer Realitätsübung mit einer Person konfrontiert werden, die sich weigert, der Aufforderung der Polizisten Folge zu leisten, sich gegen eine Fesselung wehrt oder nicht vor ihnen flieht, sondern auf den Polizisten zu geht? Ein Video mit Szenen aus derartigen Realitätsübungen zeigt eine Vielfalt falscher Reaktionen des/ der Polizisten, z.B.:

- Eine Polizistin und ein Polizist, beide mit auf den Störer gerichteten Waffen (!!!), reagieren hilflos, wissen nicht, was sie tun sollen, als sie sich einem Täter gegenüber sehen, der mit einem Messer herumfuchtelt. Die Polizistin lässt sich in die Ecke drängen und „erstechen“!
- Ein sichernder Polizist richtet die Waffe auf den eigenen Partner, als dieser ein Messer nehmen will, das auf dem Tisch liegt.
- Ein Polizist/ Eine Polizistin kann mit einem Angreifer nicht fertig werden, muss sich während der Realitätsübung (!!!) vom Trainer zeigen lassen, wie man den Pfefferspray bedient und besprüht dann nicht den Störer, sondern seinen/ihren Kollegen !!!

Man kann also nicht automatisch davon ausgehen, dass Polizisten in einer Gefahrensituation sachgerecht handeln. Es ist deshalb grundsätzlich wichtig, konkret zu überprüfen, ob man bestimmte Situationen im beruflichen oder privaten Bereich tatsächlich beherrscht.

Und man hüte sich vor einer häufig zu hörenden „Übungslüge“: „Das war nur ein Rollenspiel, in der Wirklichkeit hätte ich anders gehandelt.“ Wenn selbst in einer Übungssituation,

- deren objektive Bedingungen nur einen geringen Belastungsgrad erzeugen,
- wo man weiß, dass das eigene Handeln keine negative Konsequenzen hat,
- wo man sich also ohne Ablenkungsfaktoren völlig auf das richtige Handeln konzentrieren könnte,

ein derart hoher subjektiver Stresspegel empfunden wird, wie mangelhaft mag dann erst das Handeln sein, wenn die Situation durch Lärm, Dunkelheit, Anwesenheit vieler (evtl. potenziell gefährlicher) Menschen usw. wirklich extrem stressbelastet ist?!

Wie stark der Stress tatsächlich ist, wenn man nicht mental auf eine sachgemäße Gefahrenbewältigung eingestellt ist, zeigt folgende Verhaltensweise:

Bei einem Einsatz werden zwei Polizisten von mehreren Jugendlichen mit Baseballschlägern bedroht. Als sie beginnen, einen der beiden zu attackieren, flüchtet sein Teamkollege (will Unterstützung holen) in den Streifenwagen, verriegelt die Tür und ist nicht mehr ansprechbar.

Polizeiliches Handeln muss also unter realistischen Bedingungen, in realistischen Szenarien (Verkehrskontrolle, Familienstreitigkeit, Schusswaffeneinsatz usw. unter *Stress*) geübt werden. Und die Trainierten müssen realistisch über ihre Leistungen informiert werden. Es kann nicht sein, dass z.B. Trainer bagatellisierend darauf reagieren, wenn beim Schießtraining nicht auf den Täter, sondern auf einen Unbeteiligten geschossen wird.

Polizeiliche Einsatzsituationen sind grundsätzlich Risikosituationen. Um sie erfolgreich zu bewältigen, bedarf es bestimmter Kompetenzen, die Schmalzl (2008) in einem Modell operativer Handlungskompetenz beschreibt und in ihrer Gesamtheit als Einsatzkompetenz bezeichnet. In der Modellvorstellung gruppieren sich die einzelnen Komponenten der Einsatzkompetenz schichtenförmig um einen Persönlichkeitskern, umfassen Aspekte des dienstlichen Umfeldes und der Einstellung zum Beruf, ferner Funktionsweisen innerpsychischer Abläufe wie Wahrnehmungs-, Denk- und emotionale Prozesse und schließlich Fertigkeiten auf der Ebene des beobachtbaren Einsatzhandelns, das sich in neun Merkmalen manifestiert:

1. Koordination mit dem Streifenpartner vor dem Einsatz
2. Eigensicherung/Distanzkontrolle
3. Aufmerksamkeitssteuerung / Wachsamkeit (z.B. Hände beobachten)
4. Kognitive Flexibilität (z.B. Veränderungen wahrnehmen)
5. Selbstsicheres Auftreten
6. Verbale Deeskalation
7. Klare Handlungsanweisungen (notfalls mit Kommandosprache)
8. Taktisches Vorgehen (z.B. welche Waffe gebrauchen)
9. Koordination mit dem Streifenpartner

Dass beispielsweise Polizeibeamte wachsam und aufmerksam sein sollen, beruht auf polizeipraktischer Erfahrung. Wie Polizisten aber konkret Wachsamkeit und Aufmerksamkeit verbessern und aufrechterhalten können und welchen Gesetzmäßigkeiten sie dabei unterliegen, kann nur wissenschaftlich erforscht und nachfolgend in die polizeiliche Praxis eingebracht werden. Schmalzl (2008) hat deshalb in intensiven Verhaltensanalysen des Trainings konkreter polizeilicher Problemsituationen einige wichtige Erkenntnisse ermittelt, die spezifisch für die Eigensicherung von großer Bedeutung sind:

Weder Lebens- noch Dienstalster wirken sich förderlich auf die Einsatzkompetenz aus. Erfahrung und Routine mögen die Alltagsbewältigung verbessern, sie stoßen aber offensichtlich an ihre Grenzen, wenn neue und besonders schwierige Herausforderungen auftreten. Deshalb: Eigensicherung muss trainiert werden und lässt sich grundsätzlich auch trainieren.

Wie ich selbst immer wieder beobachtete, gibt es immer neben Polizisten, die gefährliche Situationen erfolgreich bewältigen auch solche, die hier versagen. Aber gerade für solche Personen mit Handicaps war das Training erfolgreich. Zu Beginn wirken sich gewisse Handicaps zwar nachteilig aus, die dann aber, nach dem Training, nivelliert werden oder sogar die Leistung im Einsatzszenarium fördern. Zu diesen Handicaps zählen neben kognitiven Fähigkeiten die Rollenunsicherheit bei Frauen, die Überforderungsgefühle derjenigen, die sich in Bedrohungslagen schon einmal als hilflos erlebt

Wichtig ist, dass das Training auch eine Langzeitwirkung hatte. Obwohl nur ein vierstündiges Verhaltenstraining stattfand, verbesserten sich die Versuchspersonen eindeutig, was auch noch nach viereinhalb Monaten nachweisbar war. Diese Verbesserungen bestanden aus zahlreichen Verhaltensmustern, Bewegungen, verbalen Äußerungen usw. Diese Verhaltensweisen sind keineswegs trivial, schon gar nicht werden sie von Anfängern beherrscht. Aber sie sind leicht erlernbar, vor allem in Trainingssequenzen, die punktgenau das ansprechen und einüben, was häufig falsch gemacht wird oder der Wiederholung bedarf.

Auf Gefahren muss man auch psychologisch vorbereitet sein, durch eine „Stressimpfung“. Schmalzl (2008, S.223/224) schreibt dazu: „Da die Einsatzszenarien eine überraschende akute Bedrohung von Leib und Leben thematisierten und beim ersten Mal Schock und Irritation eine Rolle gespielt haben dürften, kann dem Training auch ein Stressimpfungseffekt zugesprochen werden. Die Kontrollgruppe konnte aus der Konfrontation mit dem Reiz „Bedrohungsszenarium“ keinen Vorteil ziehen. Die Vorstellung, die bloße Konfrontation und Gewalt würde bereits über Effekte der Gewöhnung oder Desensibilisierung zu Verhaltensänderungen führen, ist deshalb falsch. Man muss den Trainingsteilnehmern schon sagen und zeigen, wie es geht und sie entsprechend üben lassen.“

Dagegen kann ohne Trainingseinheiten, die explizit einsatzkompetentes Verhalten verbessern sollen, keine Verbesserung der Einsatzkompetenz erzielt werden, auch nicht durch unkontrollierte Einflüsse wie etwa spontane Lerneffekte (z.B. Lernen in der Einsatzrealität durch Nachahmung einsatzkompetenter Kollegen).“

Literatur

- Anderson, E. (1994). The code of the streets. *The Atlantic Monthly*, 273, Nr. 5, 80 – 94.
- Axelrod, R. (1991). *Die Evolution der Kooperation*. München: Oldenbourg.
- Beggan, J. K. & Messick, D. M. (1988). Social values and egocentric bias: Two tests of the might over morality hypothesis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 55, 606 – 611.
- Füllgrabe, U. (1993). *Der aktive und der passive Lebensstil, Datenanalyse einer Untersuchung von Polizeischülern*. Unveröffentlichtes Manuskript: Hann. Münden.
- Füllgrabe, U. (1994). TIT FOR TAT – Die Erfolgsstrategie im Spiel des Lebens (Teil 4). *Magazin für die Polizei*, 25(215), 18 – 24.
- Füllgrabe, U. (1995). *Irrtum und Lüge*. Stuttgart: Richard Boorberg Verlag.
- Füllgrabe, U. (1997). *Kriminalpsychologie: Täter und Opfer im Spiel des Lebens*. Frankfurt: Edition Wötzel.
- Füllgrabe, U. (1999). Survivability: Überlebensfaktoren in gefährlichen Situationen. Zur Psychologie der Eigensicherung. *Praxis der Rechtspsychologie*, 9(1), 28 – 52.
- Füllgrabe, U. (2002) (3. Auflage 2011). *Psychologie der Eigensicherung: Überleben ist kein Zufall*. Stuttgart: Richard Boorberg Verlag.
- Füllgrabe, U. (2003). Survivability: Die Psychologie der Gefahrenwahrnehmung und der Gefahrenbewältigung. In F. Stein (Hrsg.), *Brennpunkte der Polizeipsychologie, Grundlagen, Fallbeispiele, Handlungshinweise* (2. Auflage), (S. 197 – 211). Göttingen: Hogrefe Verlag.

- Hillix, W. A., Hershmann, R. L. & Wicker F. D. (1979). *Catastrophe theory of the behavioral sciences*. NPRDCTR 79 – 80, San Diego: Navy Personnel Research and Development Center.
- Maekawa, M. und Hasegawa, Y. (1963). Studies on Jigoro Kano – Significance of his ideals of physical education and Judo. *Bulletin of the Association for the Scientific Studies on Judo, Kodokan*. Report II. 1963,. 1 – 12, Tokyo : Kodokan
- Peterson, C. & Seligman, E. P. (1984). Causal explanations as a risk factor for depression: Theory and evidence. *Psychological Review*, 91, 347 – 374.
- Pinizzotto, A.J. & Davis, E. F.(1995). Killed in the line of duty -Procedural and training issues. *FBI Law Enforcement Bulletin* ,64(3), S. 1 – 6
- Pinizzotto, A. J. et al.. (1997) . *In the line of fire. Violence against law Enforcement. A Study of Selected Felonious Assaults on Law Enforcement Officers*. United States Department of Justice. Federal Bureau of Investigation. National Institute of Justice. Washington October 1997
- Pinizzotto, A. J. & Davis, E. F. (1999). Offenders´ perceptual shorthand. What messages are law enforcement officers sending to offenders? *FBI Law Enforcement Bulletin*, 68(6), 1- 4.
- Reychler, L. (1979). The effectiveness of a pacifistic strategy in conflict resolution: An experimental study. *Journal of Conflict Resolution*, 23, 228 – 260.
- Seligman, M. (1991). *Pessimisten küsst man nicht*. München: Droemer Knaur.
- Shure, G.H.; Meeker; R.J. & Hansford E.A. (1965). The effectiveness of pacifistic strategies in bargaining games. *Journal of Conflict Resolution*, 9, 106 – 117.
- Schmalzl, H. P. (2008). *Einsatzkompetenz - Entwicklung und empirische Überprüfung eines psychologischen Modells operativer Handlungskompetenz zur Bewältigung kritischer Einsatzsituationen im polizeilichen Streifendienst*. Frankfurt: Verlag für Polizeiwissenschaft.
- Siebert, A. (1994). *The survivor personality*. New York: The Berkeley Publishing Group
- Siebert, A. (1996). *Erfolgreich Krisen bewältigen. Anleitung zum Überleben*. München : Hugendubel
- Thompson, G. (1999). *Die Tür . Erfahrungen eines Rausschmeißers*. Burg Fehmarn: Wu Shu – Verlag Kernspecht.